

Günter Brakelmann, Wilhelm Schmidt. *Bochumer Pfarrer in dramatischer Zeit. Eine biografische Dokumentation (Evangelische Perspektiven Heft 6, Schriftenreihe des Kirchenkreises Bochum)*, Books on Demand, 2015, Kindle Edition 1375 KB/Print-Ausgabe brosch., 312 S.

Grundlage der Besprechung ist nicht das gedruckte, als „Book on Demand“ zu erwerbende Werk, sondern dessen „eBook“-Ausgabe. (Gelegentlich wird an einigen Stellen auch das gedruckte Buch herangezogen.) Dieses „elektronische Buch“ ist nicht mit Seitenangaben versehen, der Lesefortschritt wird hingegen mit einer „Position“ (Pos.) vermerkt bzw. einer Prozent- oder Restlesezeitangabe. Entsprechend ist die Belegführung in dieser E-Buchbesprechung zumeist etwas ungewöhnlich – aber eigentlich passend zu einem Werk von Günter Brakelmann, der gern auf einen genauen Anmerkungsapparat verzichtet und damit seine enormen Lesefrüchte und Materialsichtungen leider schwer wiederauffindbar bzw. intersubjektiv überprüfbar macht.

Es empfiehlt sich, die Lektüre dieses Buches zur besseren Verortung der Motivation des Autors nicht nur mit dem Vorwort (S. 7-9) zu beginnen, sondern auch mit dessen „persönlichem Nachwort“ (S. 295f.) sowie mit zwei im Anhang abgedruckten Predigten: Der Predigt des Herforder Pfarrers Dr. Gerd Meuß anlässlich der Beerdigung von Pfarrer Wilhelm Schmidt am 26. Januar 1976 und der Predigt des Autors anlässlich eines zwei Wochen darauf folgenden Gedenk- und Dankgottesdienstes in der Bochumer Melancthon-Kirche. Diese Texte zum Einstieg in die Biographie Wilhelm Schmidts (1911–1976) liefern erste Einschätzungen und Einordnungen zu dessen Persönlichkeit und Theologie. Zugleich verdeutlichen sie die enge Verbundenheit Brakelmanns mit seinem 20 Jahre älteren Protagonisten von Jugendzeiten an, „ohne den ich nicht geworden wäre, was ich geworden bin“ (S. 296). Zeitzeugenschaft und gründliche Archiv- und Materialrecherche gewähren dem Leser einen nahen Einblick in das Leben Schmidts. Dabei behandelt Brakelmann nicht einmal die letzten zwei Lebensjahrzehnte des dann nach Paderborn gewechselten Pfarrers, sondern nur die Jahre von der Geburt bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs (1911–1945) und die Jahre von der Kriegsgefangenschaft bis zum Abschied aus Bochum (1945–1955).

Günter Brakelmann ordnet den Lebensweg und Ausbildungsgang des in Lübecke Geborenen in die Zeitläufte ein in der Absicht, damit prägende Erfahrungen durch die damaligen Kriegs- und Krisenzeiten zu benennen sowie deren sozialisierende Wirkungen zu betonen. „Auch wenn er alles noch nicht bewusst miterlebt hat, so wurde ihm beim Älterwerden immer mehr deutlich, dass er in einer Zeit von politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen lebte“ (Pos. 117). Neben seinem kleinbäuerlichen Elternhaus prägte ihn die „erweckliche“ und zugleich praktisch-pädagogische Jugendarbeit, die er seit 1921 als Mitglied des Jungmännervereins unter seinem Konfirmator und Gemeindepfarrer Ernst Güse in Lübecke erlebte, „stark in seinem Glauben und in seiner persönlichen Lebensführung“ (Pos. 122). Die bescheidene bäuerliche Existenz des Elternhauses ließ wenig irrationalen Optimismus zu, hingegen war alles „Einübung in lebensnahen Realismus“ (Pos. 128). Bescheidenheit, Mäßigung, harte Arbeit und Disziplin prägten



Schmidts Lebensweise. „Die Pflicht stand als die zentrale Tugend über allem, was dem Leben Struktur und Inhalt gab“ (Pos. 134). 1930 legte Wilhelm Schmidt als erster Sprössling seiner Familie das Abitur ab. Er galt damals bereits als eigenständige Persönlichkeit mit besonderen religiösen und literarischen Interessen (Pos. 156). Im Anschluss an ein Selbststudium der Sprachen nahm Schmidt 1930/1931 das Studium der Evangelischen Theologie in Münster auf, wechselte zwischendurch an die Universität Tübingen und kehrte dann wieder an seine Alma Mater zurück. Nachhaltige Wirkung entfalteten der Neutestamentler Otto Schmitz (1883–1957) und der Praktische Theologe Wilhelm Stählin (1883–1975) beim Studenten. Vor dem Prüfungsausschuss der Bekennenden Kirche, der er sich unterdessen angeschlossen hatte, legte er 1935 das 1. Theologische Examen ab. In jenen Jahren war Schmidt zugleich in der Jugendarbeit der Christlichen Pfadfinderschaft aktiv (1929–1937), fungierte zeitweilig als CP-Gauleiter. In dieser Funktion publizierte er unter anderem eine Stellungnahme, die seiner Klientel deutlich den Abstand zur NS-Bewegung aufzeigte und die Ablehnung der Gleichschaltung der Jugendarbeit postulierte: „Keiner unserer Leute kann aktiv in der NSDAP stehen. Kreuz und Lilie schließen die Parteizugehörigkeit aus“ (Rundbrief, Mai 1933) (Pos. 252). Bei gleichzeitiger, vom nationalen Denken getragener Bejahung des „neuen“ Staates und des Führersystems betonte Wilhelm Schmidt aber auch die selbständige Arbeit evangelischer und bündischer Erziehungsarbeit, dies gleichsam im Sinne einer Art „Zwei-Reiche-Lehre“. „Wir haben uns als Christen nicht für oder gegen den totalen Staat zu entscheiden. Wir werden Front machen gegen ihn, wenn er die Verkündigung hindert. Wir werden ihn freudig bejahen, wenn er sich beschränkt auf sein Gebiet staatlicher Wirksamkeit“ (Pos. 284). Dabei gestand Schmidt dem Staat durchaus kirchenrechtliche Ordnungskompetenz zu, dieses jedoch nicht auf der Ebene der Kirchengemeinde. „Die Gemeinde als Schar der Gotthörigen ist dem Staat entzogen. [...] Gemeinde ist auch dann noch, wenn alle Staaten längst nicht mehr sind. Gemeinde ist auch dann noch, wenn das Dritte Reich längst vergangen ist“ (Pos. 296). Schmidt und andere durchschauten, dass der religiöse Aufbruch im Zuge der NS-Machtübernahme nicht einer theologischen Neubesinnung entsprang, sondern kirchenpolitischem Konformismus angesichts eines der Kirche vom Staat vermeintlich gewährten Freiraums für ihre „Volksmission“ im Windschatten der „nationalen Revolution“ (Pos. 357–362). Günter Brakelmann urteilt, dass nur wenige Theologen in der Anfangszeit des „Dritten Reiches“ derart klar gedacht und so verständlich formuliert hätten wie der junge Theologiestudent Wilhelm Schmidt (Pos. 362). Nach seinem Examen wies man Schmidt der Synode Lübbecke und der Kirchengemeinde Gehlenbeck zu (1935/1936). Er wohnte in dieser Zeit im Elternhaus. Während seiner Vikarszeit erhielt Schmidt eine (folgenlose) gerichtliche Vorladung, nachdem er einen DC-Redner öffentlich kritisiert hatte und deshalb bei der Gestapo denunziert worden war (Pos. 446). Brakelmann zeichnet nach, wie Wilhelm Schmidt mit Blick auf die Ablegung seines 2. Theologischen Examens an eine Weichenstellung gelangte. Zwar verstand er sich seit Beginn des „Kirchenkampfes“ als BK-Mitglied, doch hatte er gegenüber der unionsdominierten sowie von Reformierten



durchsetzen Prüfungskommission des Bruderrates ebenso Vorbehalte wie auf dem Hintergrund seiner lutherisch-reformatorischen Theologie Probleme mit der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 und Teilen der Dahlemer Erklärungen (Pos. 485). Daher war Schmidt bereit, sich von einer konsistorialen Prüfungskommission prüfen zu lassen – allerdings nur unter der Bedingung, dass ihr kein DC-Mitglied angehörte (Pos. 474-479, 495). Letztlich meldete er sich 1937 zwar beim Prüfungsamt der Westfälischen Bekenntnissynode zum 2. Examen, übersandte seine dann bereits benoteten Unterlagen aufgrund seiner Kritik an der Haltung der BK den kirchlichen Behörden gegenüber aber weiter an das Konsistorium, um eine „legale“ mündliche Prüfung zu erwirken. Diese erfolgte ohne DC-Beteiligung Ende 1937 in Münster (Pos. 532).

In Lübbecke wurde Wilhelm Schmidt ordiniert, sein Hilfsdienstjahr leistete er dann in Bochum-Wiemelhausen ab, einer kirchenpolitisch tief gespaltenen Gemeinde mit DC-dominiertem Presbyterium. Hilfsprediger Schmidt war dem Melanchthon-Bezirk und dem Dienst an der in den Jahren zuvor stärker gewordenen Bekenntnisgemeinde zugewiesen worden. Er positionierte sich rasch gegen die in seinen Augen machtbesessenen, aber nicht geistigen Vertreter der DC. Über diese Position der Ablehnung der NS-Weltanschauung ging er aber nicht hinaus – „etwa in Richtung eines politischen Widerstands gegen das NS-System im Ganzen“ (Pos. 744). Das Presbyterium kündigte dem Hilfsprediger Schmidt zum 1. November 1938, aber das Konsistorium beauftragte ihn, der als Mann der „Mitte“ galt, weiter wie gehabt (Pos. 759ff.). Auch der „Kirchenkampf“ in der Gemeinde setzte sich fort, zumal mit Pfarrer Dr. Otto Klein einer der führenden Deutschen Christen Westfalens in ihr tätig war. „Schmidt ist einer der wenigen in der Bochumer Synode, der eine klare theologische BK-Position mit der Bereitschaft zu Friedensgesprächen verbindet“ (Pos. 853). Wilhelm Schmidt heiratete in dieser Zeit, Anfang 1939, Else Bökelheide aus Lübbecke.

Der bald darauf beginnende Zweite Weltkrieg veränderte die Vorzeichen der gemeindlichen Existenz und der kirchenpolitischen Kämpfe. Schmidt erkannte dies und unternahm einen neuen Anlauf zur pragmatischen Zusammenarbeit im krisengeschüttelten Bruderrat der Kirchengemeinde (Pos. 924, 1058). Seine Position war dennoch schwierig und umstritten, da er sich selbst als bekennender Lutheraner zwar als Glied der BK erachtete, formal jedoch nicht deren Mitglied war und den „Neutralen“ zugerechnet wurde (Pos. 936). Da Wilhelm Schmidt immer noch Hilfsprediger war, bemühte er sich darum, die vakante Pfarrstelle im Melanchthon-Bezirk der Kirchengemeinde Wiemelhausen zu erhalten („Kampf um die 2. Pfarrstelle“, 1939–1942) (Pos. 1082ff.). Dies wurde erschwert, nachdem Schmidt im März 1941 zur Wehrmacht einberufen worden war. Er war zunächst als Besatzungssoldat kurz in der Normandie, dann in Belgien, diente in der Armee als Funker bis 1945 aber vor allem in der Heeresgruppe Nord (Pos. 1203, 2675). Günter Brakelmann zeichnet den komplizierten und umkämpften Weg nach bis zur Berufung Schmidts zum Pfarrer ein Jahr später, im März 1942 (Pos. 1351). Bis Ende 1944 hatte der sonst so realistische Wilhelm Schmidt mit überraschender Penetranz, wie Günter Brakelmann urteilt, den Sieg im Krieg aus Gottes



Hand erhofft (Pos. 1875). Ausführlich präsentiert und interpretiert Brakelmann die Korrespondenz an und von Schmidt im Krieg, insbesondere dessen Rundbriefe an die Gemeinde, aber auch Predigten vor den Soldaten, wenngleich er diese in ihrer Wirkung anzweifelt: „Das Kriegsgeschehen nimmt in jedem Fall ein tröstliches Ende. Ob das für die Hörer ein Trost gewesen ist oder eine Vertröstung – wir wissen es nicht“ (Pos. 2596). Schmidts Theologie stellte eine Verkündigung dar, „die Gott in Jesus Christus im Gang der Waffen anwesend sein lässt“ (Pos. 2710). Der Glaubende hat demnach alles als Gottes Willen hinzunehmen: „Töten oder getötet werden – in allem ist Gott mit seinem Sohn am Werk“ (ebd.). Aus solchem Glauben konnte, so Günter Brakelmann, kein Aufbegehren gegen die „organisierte Tötungsmaschinerie“ erwachsen (Pos. 2716). Dabei stimmte Wilhelm Schmidt durchaus nicht vollständig den nationalsozialistischen Politikzielen zu. Sein Obrigkeitsverständnis ließ jedoch keinen Ungehorsam gegen den Staatsführer und obersten Kriegsherrn zu. Seine Hauptaufgabe sah Schmidt darin, das Kriegsgeschehen als göttlichen Weltwillen zu verstehen und „in diesem Glauben an einen letzten göttlichen Willen zu kämpfen und zu sterben“ (Pos. 2743). Brakelmann formuliert es zwar mit Blick auf die alltägliche Todeserfahrung des Soldatendaseins verständnisvoller als der Rezensent – doch hier wurde gewiss die Theologie missbraucht, um dem Angriffs- und Vernichtungskrieg einen Sinn zu geben (vgl. S. 149). – Wilhelm Schmidt kam im Anschluss an die Kurlandschlachten nach Gotenhafen, erlitt eine Verwundung und eine schwere Erkrankung, geriet kurz in britische Kriegsgefangenschaft und fand Ende Juli 1945 in Lübecke seine Familie gesund vor (Pos. 2774).

Die erste Nachkriegspredigt Schmidts vom 1. Juli 1945 dokumentiert Günter Brakelmann in transitorischer Absicht zwischen seinen beiden Hauptkapiteln vollständig und zeigt daran die verschiedenen Zusammenbrucherfahrungen im Jahr 1945 auf, denen der sittlich-moralische Zusammenbruch vieler Soldaten (nach Schmidts Erfahrung) vorausgegangen war (Pos. 2951). Schmidts Predigt war aber nicht nur eine laute Bußpredigt, sondern auch eine Einladung, „sich in die Ordnung des menschenfreundlichen Vaters zurück zu begeben“ (Pos. 3036). Schmidts Sätze sind mitunter verstörend, scheinen sie doch von einer Sinnhaftigkeit des deutschen Angriffskrieges zu handeln, doch er äußert auch einsichtig: „Wir wollten Menschen gewinnen, aber wir haben Leid gebracht über uns selbst und über viele Völker. Es war ein Tun ohne Befehl und Auftrag Jesu“ (Pos. 3087). Mehr noch als in weiten Teilen des ersten Buchabschnitts dokumentiert Günter Brakelmann auch im zweiten Abschnitt zahlreiche Predigten Schmidts seit 1945 vor unterschiedlichem Publikum, darunter nicht nur Gemeindepredigten. Vor dem Hintergrund der Zusammenbruchsgesellschaft bescheinigt Brakelmann Wilhelm Schmidt in dessen Predigten „eine große intellektuelle und kerygmatische Leistung“ (Pos. 3573). Schmidt, der seit dem 1. September 1945 – und damit genau sechs Jahre nach Kriegsbeginn – wieder offiziell im Wiemelhauser Gemeindedienst war, erreichte auch mit Diskussions- und Vortragsabenden zahlreiche Gemeindeglieder – und auch jene Ortsansässigen, die in der NS-Zeit aus der Kirche ausgetreten waren und nun wieder eintreten wollten (Pos. 3749; vgl. dazu das Kapitel S. 210-217). Aus seinen dialogischen Unter-



nehmungen heraus gründete Wilhelm Schmidt am 1. März 1948 die „Gemeindeakademie Melanchthon“ als „Evangelische Akademie Westfalen. Arbeitskreis Bochum“ (Pos. 3842), in deren Vortragsveranstaltungen auch der „judenchristliche“ ehemalige Bochumer Pfarrer Hans Ehrenberg referierte. Die Themen der Melanchthonakademie, auf die 1953 die Stadtakademie folgte, waren eher unpolitisch, nicht aktuell und nicht zeithistorisch ausgerichtet. Dass Wilhelm Schmidt das zeitgenössische „politische Christentum“, das sich – nach seiner Wahrnehmung – zu allen Zeitfragen äußerte und dabei polarisierte ohne aufzuklären, mit Skepsis betrachtete, das dokumentiert ein längerer Brief an Martin Niemöller vom Herbst 1947 im Anschluss an zwei Vorträge, die Niemöller, damals Leiter des Kirchlichen Außenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland, in Bochum (und/oder Dortmund) gehalten hatte. Wie man es bereits während seiner Hilfspredigerzeit bemerken konnte, so äußerte sich der unbekannte Gemeindepfarrer Schmidt auch gegenüber der großen Autorität der evangelischen Kirche, die Martin Niemöller durch die Führungsrolle im Pfarrernotbund sowie seine siebenjährige Haft als persönlicher Gefangener Hitlers war, furchtlos, unverstellt, offen, wohlmeinend und – kritisch, insbesondere hinsichtlich Niemöllers Haltung zu den Lutheranern sowie seiner vermeintlich mangelnden Ernsthaftigkeit im Umgang mit den lutherischen Positionen. „Ihre tiefe Sorge um den Weg der EKD sollte sich nicht in Ärger und Ressentiment Luft machen“ (Pos. 3814).

In eigenen Kapiteln widmet sich Günter Brakelmann der Wiedereingliederung von DC-Pfarrern nach 1945, dies ausführlich am Beispiel der Wimmelhauser Amtskollegen von Schmidt, Dr. Otto Klein und Hans Bertelsmann. Briefwechsel untereinander, Korrespondenz mit dem kirchlichen Entnazifizierungsausschuss, aber auch DC-Publikationen aus der „Kirchenkampf“-Zeit verdeutlichen, wie etwa der Nationalsozialist und Pfarrer Dr. Klein, der nach dem Krieg sogar die zuvor von ihm stark bekämpfte Barmer Theologische Erklärung anerkannte, tatsächlich „gedacht, gesprochen und geschrieben“ hat (Pos. 4471). Auch im Fall des 1945 durch Präses Karl Koch beurlaubten Pfarrers Hans Bertelsmann (Pos. 4518ff.) fungierte Wilhelm Schmidt als Mittler, Kontakt- und Auskunftsperson. Der gläubige Nationalsozialist und zur radikalen Richtung der Thüringer DC tendierende Pfarrer Bertelsmann hatte sehr opportunistisch agiert, was man ihm nunmehr vorhielt. Der Gemeindeausschuss bezeichnete ihn gar als „Psychopath[en], der jedem äußeren Einfluss unterliegt“ (Pos. 4607), und verlangte seine Versetzung. Mehr noch als im Falle Otto Kleins zeige sich bei Hans Bertelsmann, den der kirchliche Entnazifizierungsausschuss ebenfalls zur Versetzung in ein anderes Pfarramt empfahl, „dass diese Ausschüsse keinen Mut zu realen disziplinarischen Konsequenzen für die gehabt haben, die eindeutig die kirchliche Lehre aufgelöst und Gemeinden zerstört haben“ (Pos. 4654). – Wilhelm Schmidt gelang es nicht in jedem Fall, seine angestrebten Brückenbauer- und Wiederaufbaudienste in der Gemeinde zum Erfolg werden zu lassen (vgl. dazu auch die Beispiele im Kapitel zum Neubeginn des Gemeindelebens; S. 276ff.). Nicht jede seiner Initiativen stieß auf ungeteilte Zustimmung, so sein Engagement für die Christliche Pfadfinderschaft. Dabei war



Schmidt neben seinem Pfarramt „ein leidenschaftlicher Jugendpädagoge“ (Pos. 4763), für den es durchaus unterschiedliche Formen der Jugendarbeit gab. Günter Brakelmann kann aus den – teils selbst miterlebten – Nachkriegsaktivitäten Schmidts aufzeigen, dass dieser ein hart und diszipliniert arbeitender Mann gewesen ist, der ununterbrochen gefordert war, dabei persönlich asketisch und anspruchslos lebte (Pos. 4827). Er las bei Gelegenheit theologische Literatur und hinterließ selbst hunderte von handschriftlichen Predigten, Andachten und Vortragsentwürfen. „Und das konnte er alles nur leisten, weil seine Frau ihn in seinen Aktivitäten verstand und unterstützte“ (Pos. 4832). Seine Frau Else verstarb an den Folgen eines gemeinsam erlittenen Autounfalls in der Nähe ihrer beider Lübbecker Heimat 1954. Wilhelm Schmidt wechselte daraufhin (aber nicht deswegen) 1955 in eine neue Pfarrstelle und eine neue, rein lutherische Kreissynode, nach Paderborn. Diese Zeit streift Brakelmann am Ende seines Buches eher kursorisch. In einem intensiven, teils von persönlichen Angriffen begleiteten theologischen und kirchenrechtlichen Streit mit dem Landeskirchenamt um die Grundartikel der neuen Kirchenordnung der Evangelischen Kirche von Westfalen war der Lutheraner ins Abseits geraten, auch innerhalb der Bochumer Kreissynode mit ihrer Mehrheit uniert denkender Pfarrer und Laien. Brakelmann zeichnet auch diesen heftigen Konflikt dokumentenreich gegen Ende des Buches nach. Dennoch unterliege es keinem Zweifel, dass Schmidt in den Nachkriegsjahren eine „überdurchschnittliche Leistung als Gemeindepfarrer erbracht hat“ (Pos. 5392).

Dieses Buch, mit dem Günter Brakelmann den Lebensweg von Pfarrer Wilhelm Schmidt vor allem bis 1955 nachzeichnet, ist in seinem ersten Teil zugleich ein wichtiger und gleichermaßen lesenswerter wie bildender Beitrag zur Geschichte des „Kirchenkampfes“ in Westfalen, gewinnt man doch den Eindruck, dass das Geschehen in Wiemelhausen in seinen Facetten, seiner Bandbreite und seiner Schärfe die Geschichte der (Kirchengemeinden in der) Evangelischen Kirche Westfalens in der NS-Zeit exemplarisch spiegelt. Für den differenzierenden, wengleich dezidiert lutherischen Theologen Wilhelm Schmidt blieb dabei der Staat – auch im Krieg – stets kirchlich unantastbar. „Schmidts traditionelles Obrigkeitsverständnis ließ weder eine am Glauben orientierte Distanz noch eine politische Widerständigkeit zu“ (Pos. 2185). Anders als beim Blick auf das politische Fernhalten sorgte die Kriegserfahrung an der Front für manche praktische ökumenische Übereinkunft. Diese machten das Zusammenwirken Schmidts mit katholischen Theologen häufig leichter als mit manchem nationalreligiösen evangelischen Amtsbruder. Wilhelm Schmidt sollte diese Erfahrung nach dem Krieg in die Begegnung und Zusammenarbeit mit Katholiken in der „Una Sancta“ führen (Pos. 1379, 1766, 2031).

Günter Brakelmann pflegt seine chronologisch erzählte Biographie Schmidts vielfach in lange Quellentexte und auch Quellenbelege ein. Die Publikation eignet sich somit zugleich als ein theologisches Arbeitsbuch, da sich der Leser an Brakelmanns transkribierten Quellentexten und dessen Interpretationen entlang- und abarbeiten kann. Besonderes Augenmerk gilt dabei der impliziten und expliziten Kriegstheologie. Man kann sich der Emp-



fehlung Brakelmanns nur anschließen, die Predigten in Ruhe zu lesen: „Eine solche Predigtsammlung ist einmalig und ein spannungsgeladenes kirchengeschichtliches Zeugnis aus der Zeit tiefster politischer Depression und der mit ihr verbundenen Suche nach Hilfe aus christlicher Verkündigung und Seelsorge“ (Pos. 3578 bzw. S. 191).

Jens Murken

*Andrea Hofmann, Psalmenrezeption in reformatorischem Liedgut. Entstehung, Gestalt und konfessionelle Eigenarten des Psalmliedes, 1523–1650 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 45), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, geb., 340 S.*

Diese Heidelberger Dissertation untersucht mit dem Psalmlied ein gewichtiges Stück Kultur- und Konfessionsgeschichte von der Reformation bis zur Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die Psalmlieder sind ein Spezialfall hymnologischer Kulturgeschichte, an dem Hofmann grundlegende Fragen der Verhältnisbestimmung zwischen den Konfessionen im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts deutlich machen kann. Denn „das Singen der Psalmlieder wirkte durch das gemeinsame Loben Gottes, aber auch durch das gemeinsame Verfluchen der Feinde, identitätsstiftend“ (S. 13). In der Zeit zwischen 1523, dem ersten deutschen Psalmlied Luthers „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ (Ps 12), und 1650 sind für den deutschsprachigen Raum über zwanzig Liedpsalter als Gesamtpsalter mit 150 Psalmereimungen bekannt, wozu sich noch weitere Psalmliedsammlungen gesellen. Diese Gattung ist bei Lutheranern, Reformierten, Katholiken und bei den Täufern belegt. Hofmann berücksichtigt dabei, dass Psalmlieder weitgehend gesungene Phänomene darstellen und dass daher die Melodien konsequent mitbedacht werden müssen. So kommt sie zu neuen Einsichten in der Frage nach konfessionsspezifischen und konfessionsverbindenden Eigenarten der Psalmenrezeption im reformatorischen Liedgut, die als Literatur- und Musikgeschichte über die engere Kirchengeschichte hinausreicht. „Das Psalmlied erweist sich als eine Gattung, die im Spannungsfeld von konfessioneller Profilierung, Transkonfessionalität und Interkonfessionalität steht“ (S. 33).

Hofmann beginnt mit einer Darstellung der Bedeutung, der Theologie und der musikalischen Wahrnehmung der Psalmen bei Luther, Zwingli, Bucer und Calvin, die allesamt auf dem Boden der mittelalterlichen liturgischen und monastischen Psalmenfrömmigkeit stehen und sich mit dem Psalmlied im Rahmen ihrer Gottesdienstreformen beschäftigen. Keiner der Reformatoren hat eine eigenständige Schrift zum theologischen oder poetologischen Konzept des Psalmliedes verfasst. Aber allen vier Reformatoren ist gemeinsam, dass der Gottesdienst verständlich sein soll, so dass sie Psalmlieder in deutscher Sprache fördern. Alle vier sind zudem von der neuesten Musik ihrer Zeit begeistert. Luther und Zwingli treten auch als Liederdichter und Komponisten in Erscheinung, wobei Zwingli allerdings die Musik aus dem Gottesdienst verbannt. Schließlich verstehen alle vier Reformatoren den Psalter, ganz in der mittelalterlichen Tradition verwurzelt, zum einen als „kleine biblia“ (so Luthers Vorrede